

Transformative Sprache

Reinhard Plassmann

Forum der Psychoanalyse
Zeitschrift für psychodynamische
Theorie und Praxis

ISSN 0178-7667

Forum Psychoanal
DOI 10.1007/s00451-018-0332-0



Your article is protected by copyright and all rights are held exclusively by Springer Medizin Verlag GmbH, ein Teil von Springer Nature. This e-offprint is for personal use only and shall not be self-archived in electronic repositories. If you wish to self-archive your article, please use the accepted manuscript version for posting on your own website. You may further deposit the accepted manuscript version in any repository, provided it is only made publicly available 12 months after official publication or later and provided acknowledgement is given to the original source of publication and a link is inserted to the published article on Springer's website. The link must be accompanied by the following text: "The final publication is available at link.springer.com".



Transformative Sprache

Der Anteil der Sprache am Effekt einer Deutung

Reinhard Plassmann

© Springer Medizin Verlag GmbH, ein Teil von Springer Nature 2018

Zusammenfassung Die Deutung ist das wichtigste Instrument der Psychoanalyse, und sie drückt sich im Medium Sprache aus. Wenn wir davon ausgehen, dass die Aufgabe jeder Psychotherapie ist, seelisches Wachstum dadurch zu fördern, dass Transformationsprozesse angeregt werden, dann ergibt sich daraus die Frage, welchen Anteil das Medium Sprache und die Art ihrer Verwendung am Effekt einer Deutung haben. Der vorliegende Beitrag nähert dieser Frage von drei Seiten: a) den Befunden und Modellen der Sprachforschung, b) den psychoanalytischen Arbeiten zur Sprachverwendung und c) den behandlungstechnischen Beobachtungen über transformative Sprachformen.

Transformative language

The part of language on effect of an interpretation

Abstract Interpretation is the most important instrument of psychoanalysis and is expressed in the medium of language. When it is assumed that the task of every psychotherapy is to promote psychic growth through this means, that transformation processes are stimulated, this raises the question which part of the medium language and the form of the utilization have an effect on an interpretation. This article approaches this question from three sides: a) the results and models of linguistic research, b) psychoanalytical work on utilization of language and c) the technical treatment observations on transformative language forms.

Prof. Dr. med. R. Plassmann (✉)
Gartenstr. 18, 72074 Tübingen, Deutschland
E-Mail: plassmann@t-online.de

Befunde und Modelle der Sprachforschung

Wie Vokabulare für Subjektives entstehen

Die Sprachforschung hat sich in allergrößtem Umfang mit der Frage beschäftigt, wie sich Vokabulare für sinnliche Wahrnehmungen, also für Subjektives, bilden.

Dies begann mit dem Werk des Briten Gladstone (1858), indem er Homers Hauptwerke, die *Ilias* und die *Odyssee*, unter zahlreichen Aspekten untersuchte, unter anderem Homers Farbvokabular, das in der Tat einige zunächst rätselhafte Auffälligkeiten zeigt. Homer spricht vom „weindunklen Meer“, er spricht von Widdern in der Höhle des Zyklopen mit „veilchendunkler Wolle“, von „grünem Honig“. In anderen Zusammenhängen, in denen man unbedingt die Erwähnung von Farben erwarten würde, fehlen Farbbeschreibungen vollständig, die Farbe des Himmels wird, so Gladstone, in Homers Gesamtwerk nicht ein einziges Mal erwähnt. Wenn Farbvokabeln auftauchen, dann am häufigsten schwarz und weiß, ein Wort für blau fehlt bei Homer, ebenso ein Wort für das Grün von Gegenständen, die nach unserer Wahrnehmung grün sind. Worte für orange oder rosa fehlen ebenfalls (Deutscher 2012).

Die Sprachforschung hat nun in den 150 Jahren seit Gladstone größte Anstrengungen unternommen, diesen merkwürdigen Befund zu erklären. Aktueller Forschungsstand ist, dass sich abstrakte Begriffe für sinnliche Wahrnehmungen, also Farbe, Geruch, Geschmack, nur dann bilden, wenn die Sprecher der Sprache dazu eine Notwendigkeit empfinden. Ansonsten werden diese Nuancen des Subjektiven als Eigenschaften konkreter Objekte behandelt (Deutscher 2012, S. 89).

Die aktuelle Sprachforschung hat nun auch begonnen, Sprachforschung und Gehirnforschung zu verknüpfen, indem untersucht wird, wie das Gehirn die Differenzierung von Farbwahrnehmungen leistet. Dabei zeigte sich in den Studien von Gilbert et al. (2006, 2008) sowie von Kay und Regier (2006), dass die Differenzierung von Farben am schnellsten dann geleistet wird, wenn diese Farben Namen haben. Dicht beieinander liegende Farbnuancen konnten zwar auch dann differenziert werden, wenn hierfür in der Sprache keine Worte existierten, jedoch mit signifikant mehr Mühe und Zeitaufwand.

Gerade diese letzten Befunde machen die Relevanz der Sprachforschung für Psychotherapeuten deutlich.

Worte für subjektive Wahrnehmungen – in der Psychotherapie werden dies eher emotionale Zustände als Farben sein – bilden sich in der Sprache und im Sprecher nur dann, wenn ein Bedürfnis danach besteht. Selbstverständlich wird dieses Bedürfnis in einer Psychotherapie kultiviert, da sie auf der Wahrnehmung und Differenzierung emotionaler Zustände aufbaut. Indem sich dann ein immer differenzierter werdendes Vokabular für solche subjektiven emotionalen Wahrnehmungen bildet, steigt wiederum die Geschwindigkeit der Differenzierungsfähigkeit stark an. Sprechen macht differenziert. Wir sind also als Psychotherapeuten gut beraten, unser eigenes Vokabular für subtile Unterschiede, insbesondere von emotionalen Zuständen, zu pflegen und in der Therapie zu verwenden. Dieser Vorgang kann als Mentalisierungsprozess gesehen werden, weil sich hier für Emotionales und Körperliches immer komplexer werdende Begriffe und Vorstellungen bilden können.

Wie Sprache die Assoziationen beeinflussen kann

Für die psychoanalytische Situation interessant sind die Untersuchungen darüber, wie Vokabeln die Assoziationen beeinflussen. Man untersuchte, welche Assoziationen von bestimmten Substantiven ausgelöst werden, und fand, dass Substantive, die in einer Sprache männlich sind, auch mit männlichen Eigenschaften assoziiert wurden (stark, hässlich), während sprachlich weibliche Worte mit Eigenschaften assoziiert waren, die die Sprecher Frauen zuschrieben (schwach, klein, hübsch; Ervin 1962). Die Sprachforschung geht deshalb davon aus, dass das weibliche oder männliche Geschlecht von Substantiven die Assoziationen zu diesem Substantiv direkt beeinflusst: „Das Abschütteln der Assoziationsketten, die einem Menschen durch die Genera seiner Sprache auferlegt sind, ist nahezu unmöglich“ (Deutscher 2012, S. 245).

Dieser Befund bedeutet für die psychoanalytische Situation, dass die Assoziationen eines Patienten zum Teil die Inhalte seines Unbewussten ausdrücken und zu einem anderen Teil von Eigenschaften der Vokabeln herkommen. Es wird kaum möglich sein, diese beiden Quellen in der Praxis der psychoanalytischen Arbeit zu differenzieren, es scheint mir aber sinnvoll, den wahrscheinlich unterschätzten Einfluss der Vokabeln auf die Assoziationen zu kennen.

Wie die Metaphern das Denken beeinflussen

Insbesondere die kognitive Linguistik hat sich mit Metaphern befasst (Lakoff und Johnson 2014; Croft und Cruse 2004). Sie unterscheidet zunächst zwischen *manifesten und konzeptuellen Metaphern*. Manifeste Metaphern sind Gleichnisse für die Eigenschaften eines Objekts, konzeptuelle Metaphern für die zugrunde liegenden Modellvorstellungen. Die verwendete Metapher ist dabei nicht nur die Illustration eines Aspektes des jeweiligen Gegenstandes, sondern „... hat mächtige Rückwirkungen auf das System der Fantasie und der Vorstellungen“ (Buchholz 2008, S. 564).

Emotionale Vorgänge werden beispielsweise gerne als horizontale oder vertikale Bewegung im Raum metaphorisiert: sich distanzieren, jemand nah sein, feststecken, sich hinuntergezogen fühlen (Buchholz 2008, S. 565).

Die Boston Change Process Study Group (BCPSG 2004) vertritt, dass Metaphern, die aus der Sphäre des Körperlichen stammen, deshalb besonders häufig seien, weil die Erfahrung des eigenen Körpers die Grundlage aller Welterfahrung sei und Körpermetaphern deshalb das Selbst- und Weltbild von Beginn der mentalen Entwicklung an prägen (Johnson 1987; Gibbs 2006). Die kognitive Linguistik nennt diese Muster *Schemata*. Sie unterscheidet räumliche Metaphern, wie beispielsweise die Metapher der Richtung und des Pfades oder die Metapher des Gebäudes für die Schichten der menschlichen Persönlichkeit von energetischen Metaphern: etwas anstoßen, etwas stoppen, etwas aufhalten, etwas abschwächen.

Das *Link-Schema* wäre eine konzeptuelle Metapher, die auf dem Grundgefühl des Menschen beruht, Bindung zu haben und Bindung zu brauchen. Verwandte sprachliche Metaphern sind dann Bindung, Verbindung, Verstrickung, Verwicklung, Verschmelzung (Johnson 1987, zitiert nach Buchholz 2006).

Psychoanalytische Beiträge zur Verwendung von Metaphern

Freud hat sich an zahlreichen Stellen zur Verwendung von Sprachbildern geäußert: „..., dass wir genötigt sind, mit den wissenschaftlichen Termini, d. h. mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten. Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht beschreiben ...“ (Freud 1920g). In *Die Frage der Laienanalyse* (Freud 1926c, S. 222) äußert sich Freud so: „In der Psychologie können wir nur mithilfe von Vergleichen beschreiben.“

In der *Traumdeutung* beschreibt Freud die Gesetzmäßigkeiten der Traumarbeit, also die Verdichtung, die Verschiebung und die Rücksicht auf Darstellbarkeit (Freud 1900, S. 283).

Die Ausführungen Freuds über die Rücksicht auf Darstellbarkeit enthalten interessante Überlegungen zur Metaphernverwendung: „Man kann sich vorstellen, dass ein gutes Stück der Zwischenarbeit bei der Traumbildung, welche die gesonderten Traumgedanken auf möglichst knappen und einheitlichen Ausdruck im Traume zu reduzieren sucht, auf solche Weise durch passende sprachliche Umformung der einzelnen Gedanken vor sich geht. Der eine Gedanke, dessen Ausdruck aus anderen Gründen feststeht, wird dabei verteilend und auswählend auf die Ausdrucksmöglichkeiten des anderen einwirken, und dies vielleicht von vornherein, ähnlich wie bei der Arbeit des Dichters“ (Freud 1900, S. 513–626).

Hier wird deutlich, dass nicht nur ein komplexes Sprachbild, eine Metapher, sondern jedes einzelne Wort „verteilend und auswählend auf die Ausdrucksmöglichkeiten“ der anderen Worte einwirkt. Worte und Metaphern strukturieren das Denken deshalb, weil es ein Bestreben gibt, nicht nur im Traum, sondern auch in der Alltagssprache kohärente, im „Gleichklang“ (Freud 1900) miteinander stehende Ausdrucksformen zu finden.

Lacan sieht die Metaphernbildung als Ergebnis eines Vorgangs der Verschiebung entlang der Signifikanten-Kette, also der Reihe jener Sprachbilder, die grundsätzlich infrage kämen: „Der schöpferische Funke der Metapher entspringt nicht der Vergegenwärtigung zweier Bilder, d. h. zweier gleichermaßen aktualisierter Signifikanten. Er entspringt zwischen zwei Signifikanten, deren einer sich dem anderen substituiert hat, indem er dessen Stelle in der Signifikanten-Kette einnahm, wobei der verdeckte Signifikant gegenwärtig bleibt durch seine (metonymische) Verknüpfung mit dem Rest der Kette“ (Lacan 1973, S. 32). Es ist nach seiner Auffassung also die Sprache, die das Subjekt des Unbewussten konstituiert (Teichmann 1983). Daraus lässt sich ableiten, dass die Wortwahl, die Wahl der Sprachbilder und die Grammatik der gesprochenen Sätze nicht nur den bewussten, kognitiven und expliziten Bereich des Patienten und Analytikers erreichen, sondern auch das Unbewusste. Die vom deutenden Analytiker verwendeten Sprachbilder und Sätze werden also nicht gleichsam mathematisch ziseliert, sondern mit dem primärprozesshaften Anteil des Geschehens in der Stunde sowohl im Analytiker wie im Patienten abgestimmt. Der Analytiker verwendet sein *Transformationsgefühl* (Plassmann 2016a), um stimmige Sprachbilder und Satzgestalten zu finden.

Die Verwendung von Metaphern hat allerdings auch Kritik hervorgerufen. Kubie (1966, S. 197) vertrat den Standpunkt, dass die psychoanalytische Literatur „sich zu stereotypen Wiederholungen verbaler Klischees entwickelt“ habe. Er forderte stattdessen eine psychoanalytische Sprache, die auf Kybernetik, Informationstheorie und Neurophysiologie beruhen solle, eine Sprache, „die sich auf Merkmale des Verhaltens bezieht, wo vorbewusste Verarbeitung frei fließt und den psychischen Strom beherrscht und ständige Zufuhr verarbeiteter Erfahrung für symbolisches Abtasten liefert“ (Kubie 1960, S. 503). Kubies Satz enthält, wie auch Wurmser (1983) feststellt, reichlich Metaphern: Merkmale, Verarbeitung, Fließen, Strom, beherrschen, ständig, Zufuhr, Verarbeiten, Erfahrung, Abtasten, liefern. Wurmser (1983, S. 697) kommt deshalb in seiner Antwort auf solche Kritik zu dem Schluss, die Psychoanalyse brauche nicht weniger, sondern mehr Metaphern.

Auch von psychoanalytischer Seite wurde die Verwendung von Metaphern kritisiert. Roy Schafer „verwarf den größten Teil des theoretischen Überbaus und jegliche Metapsychologie als metaphorische Konstrukte, die vergegenständlicht und anthropomorphisiert wurden und daher jeden Anspruch auf wissenschaftliches Ansehen verloren haben“ (zitiert nach Wurmser 1983, S. 676). Freud hat auf Schafers Kritik, gleichsam vorweggenommen, geantwortet in einem Passus der *Traumdeutung*:

Für die Unvollkommenheiten dieser und aller ähnlichen Bilder Entschuldigung zu erbitten, halte ich für überflüssig. Diese Gleichnisse sollen uns nur bei einem Versuch unterstützen, der es unternimmt, uns die Komplikation der psychischen Leistung verständlich zu machen, indem wir diese Leistung zerlegen, und die Einzelleistung den einzelnen Bestandteilen des Apparates zuweisen. ... Ich meine, wir dürfen unseren Vermutungen freien Lauf lassen, wenn wir dabei nur unser kühles Urteil bewahren, die Gerüste nicht für den Bau halten. Da wir nichts anderes benötigen als Hilfsvorstellungen zur ersten Annäherung an etwas Unbekanntes, so werden wir die rohesten und greifbarsten Annahmen zunächst allen anderen vorziehen. (Freud 1900, S. 541)

In *Zur Einführung des Narzissmus* schrieb Freud (1914, S. 142): „Ideen sind nämlich nicht das Fundament der Wissenschaft, auf dem alles ruht; dies ist vielmehr allein die Beobachtung. Sie sind nicht das Unterste, sondern das Oberste des ganzen Baues und können ohne Schaden ersetzt und abgetragen werden ...“.

Schafer kritisiert aber nicht nur, wahrscheinlich überzogen, die Verwendung von Metaphern, sondern er kritisiert auch die substantivistische Sprache der Psychoanalyse und fordert eine „Aktionssprache“. Er sieht in der vorhandenen psychoanalytischen Theorie den Prozess der Substanzfindung anstelle des funktionalen Denkens (Wurmser 1983) und fordert, jeden psychischen Vorgang als Handlung zu betrachten und mit einem aktiven Verb zu bezeichnen (Schafer 1982). Er stellt eine große Zahl von Regeln auf, wie der Psychoanalytiker Sprache zu verwenden habe. Wollte man dieses starre System von Vorschriften versuchen zu befolgen, so ginge allerdings der kreative Prozess verloren, in dem Analytiker und Patient jeder für sich und gemeinsam nach passenden Sprachbildern, Sprachformen und Begriffen suchen. Schafers Forderungen haben sich deshalb nicht durchgesetzt.

Während die Verwendung von Metaphern in der psychoanalytischen Sprache relativ breit und durchaus kontrovers, wie geschildert, diskutiert wurde, findet die Frage, wie die Verwendung bestimmter grammatikalischer Konstruktionen den Effekt einer psychoanalytischen Deutung beeinflusst, deutlich weniger Aufmerksamkeit. Der Text einer Deutung transportiert seinen Inhalt nicht durch regellose Aneinanderreihung von Worten, sondern dadurch, dass die Wörter ein grammatisches Gewebe bilden.

Loch (1979) drückte dies so aus: „Es hängt infolgedessen von der Struktur dieser Formulierung und ihrem Inhalt ab, ob die Intervention einen kurativen Effekt erzielen wird, oder ob etwas gesagt wird, was keine Einwirkung auf den Zustand des Patienten hat, also frustriert bleibt oder sogar diesen Zustand ungünstig beeinflusst.“

Nach Austins Sprechakththeorie wäre das die Frage, wie nicht nur die Wortwahl, sondern auch die Grammatik die *perlokutive Wirkung* der Deutung beeinflussen (Austin 1972).

Die Praxis der Deutungssprache

Explizite und implizite Grundannahmen

Die Verwendung bestimmter Sprachgestalten und Sprachbilder kann bewusst und methodisch erfolgen oder eher intuitiv, immer aber werden der Sprachverwendung bestimmte Haltungen beim Analytiker zugrunde liegen, also seine Modelle von Krankheit, Behandlung und seelischem Wachstum. Solche Modelle wiederum können implizit sein, also intuitiv und überwiegend unbewusst oder explizit ausformuliert und bewusst. Für Patienten gilt sinngemäß das Gleiche, auch sie haben teils intuitive, teils bewusste Modelle ihrer Selbst, ihrer Erkrankung, ihrer Analyse und ihrer Heilung.

Man muss also nicht fordern, dass in der Analyse eine bestimmte Grammatik oder Metaphorik verwendet wird, wie Schafer dies vertreten hat, sondern dass die Sprache jene Haltung des Analytikers wiedergibt, die seinen Grundannahmen entspricht. Natürlich muss vom Analytiker auch gefordert werden, dass seine Grundannahmen dem Patienten und seiner Problematik gerecht werden.

Für die weiteren Überlegungen zur Sprachverwendung möchte ich von folgenden Grundannahmen ausgehen (Plassmann 2016a, 2016b):

- Psychische Erkrankungen entstehen durch unvollständige Verarbeitung (Transformation) von emotional negativem Material, ausgelöst durch schwere Konflikte oder Traumata.
- Die Therapie hat die Aufgabe, den Transformationsprozess für dieses Material zu fördern.
- Transformationsprozesse finden nicht nur im Patienten, sondern intersubjektiv im Patienten und im Analytiker statt.
- Der Transformationsprozess ist ein selbstorganisatorisches Geschehen. Sobald die Bedingungen günstig sind, werden sich selbstorganisatorisch die krank machen-

den dysfunktionalen Muster, entstanden durch provisorische Abwehrmanöver, in funktionelle mentale Muster transformieren.

- Die verwendeten Sprachbilder und Sprachformen haben großen Anteil daran, ob transformative Prozesse angeregt werden.

Natürlich werden diese Annahmen, diese Modellvorstellungen nicht von jedem geteilt werden. Nach dem bislang Gesagten scheint aber sicher, dass jede zugrunde gelegte Modellvorstellung, sei sie explizit oder implizit, eine ihr gemäße Sprache braucht.

Ich möchte hinsichtlich der therapeutischen Verwendung von Sprachbildern und Sprachformen drei Schwerpunkte setzen: die Verwendung von Metaphern, von sokratischer Frage und Konjunktiv und von Reformulierungen.

Sprachbilder und Metaphern

In der Stunde ist die Aufmerksamkeit des Analytikers zum einen auf die Inhalte, zum anderen auf die transformativen Prozesse gerichtet. Durch Vorgänge auf beiden Ebenen kann die Entstehung von Deutungsgedanken angeregt werden. Die Hinweise von Freud (1900, 1914) lassen sich so verstehen, dass die Auswahl eines verwendeten Wortes oder Sprachbildes nicht nur unter dem Einfluss des aktiven Materials steht, sondern dass auch vorangehende Worte und Metaphern die nachfolgenden prägen.

Sofern dem Analytiker also für einen emotionalen Zustand in der Stunde beispielsweise eine militärische Metapher einfällt und passend erscheint, etwa mit Worten wie Angriff, Niederlage, Standhalten, Kämpfen, dann werden diese Sprachbilder die nachfolgenden Deutungsgedanken sowohl des Analytikers wie auch die Einfälle des Patienten beeinflussen. Das Sprachbild kann dann im Geschehen der Stunde noch eine Zeit lang als passend empfunden und für weitere Deutungssätze verwendet werden, oder es wird schließlich als ungeeignet empfunden und durch Metaphern ersetzt, die einem anderen Kontext entstammen.

Was aber heißt empfunden?

Geht man davon aus, dass Deutungen Elemente des Impliziten, Nichtbewussten oder Vorbewussten zum Gegenstand haben, dann kann die Auswahl von Sprachbildern nicht allein durch den expliziten Verstand erfolgen. Es braucht vielmehr einen träumerischen Abgleich eines im Analytiker aufsteigenden Deutungssatzes darauf hin, ob er stimmig genug ist, mit den impliziten Wahrnehmungen. Dieser Abgleich nutzt nicht in erster Linie logische, explizite Kriterien, sondern ein implizites Gefühl, das als Transformationsgefühl bezeichnet werden kann (Plassmann 2016b; Loch 1981).

Dieser Abgleich, also die Suche nach Sprachbildern und Sprachgestalten, wird im Analytiker beginnen, und die Frage nach der Stimmigkeit solcher Sprachbilder und Sprachgestalten kann dem Patienten gegenüber offengelegt werden, sodass auch der Patient mitspricht und überprüft, ob diese Sprachbilder und Sprachgestalten als passend empfunden werden. Der Patient/die Patientin kann dann, wie der Analytiker auch, sein/ihr Transformationsgefühl und sein/ihr Sprachgefühl nutzen, um passende Worte und Sprachbilder zu finden.

Ein Beispiel:

In einem Seminar war davon die Rede, wie weit ein suizidaler Patient noch Kontrolle über seine Suizidalität habe. Ich, als Seminarleiter, setzte an zu sagen, einem Patienten, der keine Kontrolle mehr über seine Suizidalität habe, Kontrollfähigkeit abzuverlangen sei ... und geriet ins Stocken, weil mir kein passender Begriff einfiel. Ein Seminarteilnehmer schlug spontan vor: erbarungslos. Die Spannung des Suchprozesses in mir, im Teilnehmer und in der Seminargruppe löste sich daraufhin auf. Der Begriff wurde als vorläufig passend empfunden, im Verlauf des Seminars wurde zu diesem Suchprozess nach mehrfach zurückgekehrt, und es wurden weitere noch besser passende Begriffe gefunden.

Ebenso kann in einer Therapiestunde mit den Patienten diskutiert werden, welcher Begriff oder welche Metapher für einen Gegenstand verwendet werden könnte. Der Analytiker sollte die Definitionshoheit über die verwendeten Sprachbilder und Sprachgestalten mit dem Patienten teilen.

Nach Lakoff und Johnson (2014) bilden metaphern- und metonymienkohärente Systeme, mit denen der Mensch seine Erfahrungen konzeptualisiert.

Die Metaphern strukturieren im Alltag unsere Vorstellungen, und diese Struktur schlägt sich in unserer Umgangssprache nieder (Lakoff und Johnson 2014, S. 59). Dabei besteht zwischen den Metaphern und den Konzepten des Denkens eine Wechselwirkung: „... Metaphern gründen nicht nur in unserer physischen und kulturellen Erfahrung; sie wirken auch auf unsere Erfahrung und unsere Handlungen zurück“ (Lakoff und Johnson 2014, S. 83).

Eines der grundlegendsten Konzepte menschlichen Denkens ist das *Konzept Kausalität*, welches mechanischen Vorgängen angemessen ist. Metaphern des Konzepts Kausalität sind in der Sprache und im Denken weit verbreitet, sind aber dem lebendigen Geschehen nur begrenzt angemessen, weil jeder lebendige Organismus und im Speziellen die menschliche Psyche keine Apparate sind, die den Gesetzen der Mechanik folgen, sondern komplexe Systeme. Metaphern, die das Konzept Kausalität enthalten, verwenden Sprachbilder und Begriffe, in denen psychische Phänomene (ein Symptom, eine Handlung, ein Traum) einen Auslöser haben, eine Ursache.

Auch die therapeutische Beziehung kann mit Metaphern beschrieben werden, die das Konzept Kausalität enthalten und auf diese Weise zum Ausdruck bringen, dass der Therapeut sich als Energiequelle sieht, der seine Energie auf den Patienten richtet und dort eine Veränderung hervorruft, die durch seine eigene Energie bewirkt wurde (Lakoff und Johnson 2014, S. 86). Die hierzu gehörige Sprache wird gerne Substantive verwenden statt Verben, so, als wären die psychischen Phänomene Dinge, die mit anderen Dingen in mechanischen Wechselwirkungen stehen: „Dieser Traum hat Sie bewegt.“ Oder: „Sie lehnen diese Deutung ab, weil der Gedanke Sie belasten würde.“

Der Traum erscheint hier als Gegenstand, der die Ursache einer Wirkung ist. Die Deutung wird als eine Art Gewicht gesehen, was weggeschoben wird, weil es eine Last darstellt. Der Therapeut ist Ursprung eines Impulses, der den Patienten bewegen soll.

Ebenfalls zum Konzept Kausalität gehören Begriffe von Elimination, Auslöschten, Entfernen, Abschaffen oder auch Kriegsmetaphern von Besiegen, Überwinden, Zerstören. Ein Patient könnte beispielsweise den Satz verwenden: „Mein Vertrauen wurde zerstört.“ In dieser Kriegsmetapher wäre die Vorstellung enthalten, dass Vertrauen ein Gegenstand ist, der vollständig und restlos vernichtet werden kann. Der Therapeut würde dieser verdinglichenden Metapher vielleicht nicht folgen und antworten: „Wie ging dieses *Schwinden von Vertrauen* genau vor sich?“

Hier wäre das dinglich-mechanische Konzept durch ein Wandlungskonzept ergänzt. Die Verwendung von Metaphern des Zerstörens, Ausstoßens hat in seiner Endgültigkeit etwas Deprimierendes, während das Konzept Wandlung und Wachstum ein Konzept des Lebendigen enthält, also das *Konzept Schöpfung* (Lakoff und Johnson 2014, S. 90).

Hierzu passt gut das *Konzept Intersubjektivität* mit Metaphern des Austauschens, Anregens, Abstimmens. Der Therapeut könnte seiner Sprache dieses Konzept zugrunde legen und beispielsweise sagen: „Das Geschehen der Stunde regt mich zu folgender Überlegung an: ...“ Die Metapher vom Anregen enthält die Wechselwirkung und die Emergenz von neuen Mustern. Weniger kohärent mit dem Konzept der Intersubjektivität wären ontische Metaphern, mit denen eine Person eine andere beobachtet, ohne Vorstellung einer Wechselwirkung. Der Therapeut würde dann vielleicht sagen: „Sie wollten einen Konflikt vermeiden und haben deshalb ...“ Der Therapeut definiert sich mit dieser viel verwendeten Sprachgestalt als unbeteiligter Beobachter; die gestaltenden Kräfte werden nicht in der Wechselwirkung, sondern allein im Patienten gesehen, in Gestalt von Trieben, Fantasien, Intentionen.

Das *Konzept Mentalisieren*, also Konstruktion von Vorstellungen, enthält ebenfalls die Grundannahme von Transformation und Wachstum. Dazu passt eine Sprache, die dem Als-ob-Modus entspricht, in dem der Sprecher weiß, dass seine Vorstellungen nicht die Realität sind – dies wäre der Äquivalenzmodus –, sondern ein Konstrukt der eigenen Perspektive. Im Als-ob-Modus weiß der Sprecher, dass sein Gegenüber eine andere Perspektive und somit eine andere Konstruktion von Wirklichkeit hat und haben muss. Dem sind Sprachformen angemessen, die das Entwerfen, Abbilden, Konstruieren, Beschreiben enthalten, jeweils als Versuch verstanden: „Könnte man die innere Verfassung, die Sie meinen, als Zorn beschreiben, oder was wäre vielleicht eine besser passende Bezeichnung?“ In der Sprache des Therapeuten ist das Konzept des Mentalisierens enthalten, und er legt seine Suche nach geeigneter Begrifflichkeit für psychische Phänomene und Zustände dem Patienten gegenüber offen.

Weniger kohärent mit dem Konzept Mentalisierung wären Metaphern, die ein *statisches Konzept* enthalten, mit Begriffen des Unveränderlichen, Absoluten. „Sie sind zornig.“ In dieser Aussage wäre der mentalisierende Suchprozess nach dem richtigen Begriff nicht enthalten.

Die sokratische Frage und der Konjunktiv

Eine Deutung, wie die eben zitierte, kann von ihrer Sprachgestalt und von ihrem Inhalt her beanspruchen, der Endpunkt von Überlegungen und Betrachtungen zu sein, das wäre dann eine geschlossene, gesättigte (Ferro 2009), eine indikative oder sogar apodiktische Deutung.

Eine geschlossene, indikative Deutung könnte dann am Platze sein, wenn ein bestimmter Gedanke zunächst klarifiziert und anerkannt werden muss, bevor weitere neue Perspektiven von Nutzen sind. Das könnte der Fall sein, wenn beispielsweise eine Patientin erschüttert erkennt, dass es in ihrer Kindheit einen Moment gab, in dem der Vater sie missbrauchen wollte. Dann kann eine geschlossene Deutung den Vorgang des Anerkennens, des Realisierens unterstützen, indem der Analytiker das als wahr Erkannte ausspricht: „Damals wollte Ihr Vater Sie missbrauchen.“

Eine indikative Deutung könnte auch der Klarifizierung dienen, in Bezug auf aktuelle Übertragungsvorgänge. Solche klarstellenden Deutungen werden allerdings häufig in der Sprachform der *Beobachterdeutung* gegeben; der Deutungssatz beginnt dann mit „Sie ... (*Inhalt der Deutung*)“ und beschreibt Phänomene, die der Analytiker am Patienten und im Patienten beobachtet. Das gleiche Ziel der Klarifizierung ließe sich aber auch mit Sprachformen erreichen, die nicht das *Konzept des beobachtenden Analytikers*, sondern das *Konzept des resonanten Analytikers* enthalten. Solche Sätze beschreiben dann nicht Beobachtungen im Patienten, sondern Vorgänge im analytischen Denken des Analytikers. Der Analytiker könnte dann erklären: „Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass ... (*Inhalt der Deutung*).“ Dies wäre keine Beobachterdeutung, sondern eine *resonante Deutung*.

Wenn der Transformationsprozess im Fluss ist und sich im Moment der Stunde ständig neue Perspektiven, Verknüpfungen, subjektive Realitäten bilden wollen, dann braucht es Formen der Deutungssprache, die den aktuellen, im Moment der Stunde stattfindenden Transformationsprozess, begleiten, fördern, nicht jedoch durch gesättigte Äußerungen abschließen.

Prozessdeutungen (Plassmann 2016a, 2016b) werden deshalb fast immer die Gestalt offener, ungesättigter Deutungen haben. Sie schließen nicht ab, sondern bewegen, öffnen, halten im Fluss (Ferro 2009). Man kann sie analog zur sokratischen Frage als *sokratische Deutung* bezeichnen. Die offene, sokratische Deutung wird oft die Form der Frage haben und zwar einer Frage nach innen, die spontan entstehenden Gedanken Raum gibt: „Was wäre von folgender Überlegung zu halten ...?“ Die Frageform spricht sowohl das Denken des Patienten wie auch das Denken des Analytikers an, sie verlangt nicht nach Antworten, sondern nach Einfällen. Ebenso ist die Sprachform des Konjunktivs gut geeignet, das offene, prozesshafte auszudrücken und zu fördern: „Könnte es sein, dass ...?“

Der sokratisch deutende Analytiker nimmt kein abschließendes Wissen in Anspruch, sondern schildert Deutungsgedanken, die in ihm, in seinem analytischen Transformationsprozess der Stunde entstanden sind. Dieser Deutungstyp lädt ein zu beobachten, was sich im Fluss der Stunde im Transformationsprozess bewegt, sowohl auf Inhalts- wie auf Prozessebene. Levine (2014, S. 808) nennt dies „klärende Kommentare“. Die geschlossene Deutung sorgt demnach für einen Ruhepunkt im Prozess, wo er nötig ist, die offene Deutung gibt dem Fluss Raum, wo es nötig ist.

Die Verwendung des offenen und geschlossenen Deutungstyps ist also abhängig von dem, was der Prozess im Moment der Stunde braucht.

Reformulieren

Muss der Therapeut, der sich über das Geschehen der Stunde Gedanken macht, fertige Sätze zur Verfügung haben, bevor er spricht?

Ich glaube nicht. Sprache hat „unscharfe Ränder“ (Lakoff 1975). Die Sprache verwendet Modifikatoren-Wörter wie *eigentlich*, *genau genommen*, *sozusagen*, *gewissermaßen* und sie lässt damit Spielraum für das Verwenden und Weiterdenken, also für die lebendige Modifikation eines Konzeptes im Dialog.

Gutwinski-Jeggle (1981, S. 746) hat sich mit einigen Aspekten der Grammatik, die sich auf den Effekt einer Deutung auswirken, beschäftigt: Die Verwendung des Passivs, die Verwendung von Modalwörtern wie *vielleicht*, *möglicherweise*, *vermutlich*. Die Verwendung verschiedener grammatikalischer Konstruktionen oder die Verwendung von Modalwörtern, so ihr Resümee, ergänze den expliziten Gehalt der Sprache um einen impliziten Bereich.

Eine präzise, in sich abgeschlossene Sprache mit „scharfen Rändern“ enthielte ein *Konzept der Endgültigkeit*, der Wahrheit. Zum transformativen Konzept passt eher eine Sprache, die das Suchende, Vorläufige, auch in der Sprachgestalt, enthält. Der Therapeut kann also, indem er sich im Raum des Denkens gleichsam vorwärts tastet, das sprachliche Ergebnis seines Denkens zunächst offenlassen; er kann mit einem Versuch beginnen, in Sprache zu fassen, was er sagen möchte, dann vielleicht erkennen, dass die Metaphern, die Perspektive, die Satzkonstruktion im Sprechen noch verändert werden wollen und neu ansetzen, also reformulieren. Der Gedanke wird erst gefühlt und dann in Worte gefasst. Für Patienten wird diese Verfahrensweise selbstverständlich sein, weil sie in der Therapiestunde nicht einer Methode folgen, sondern ihre Gedanken auch aussprechen, wenn sie noch nicht fertig sind. Der Therapeut, der sich das *Reformulieren* erlaubt, kann auch seine Suche nach geeigneten Sprachbildern und Begriffen offenlegen und den Suchprozess benennen: „Ich will versuchen, einen Gedankengang, so gut es geht, auszudrücken.“

An eine solche Einleitung wird sich das Konstruierende, Tastende, Entwerfende vielleicht in mehreren Reformulierungsansätzen anschließen und wird den Patienten seinerseits anregen zu überprüfen, welche Sprache für seine Impressionen angemessen ist.

Zusammenfassung

Die Sprachforschung, insbesondere die kognitive Linguistik, lässt sich gut nutzen, um zu überlegen, welche Metaphern, Begriffe und Sprachgestalten geeignet sind, um transformative Prozesse in der Stunde sowohl auszudrücken sowie auch anzuregen. Zwischen Sprache und Transformationsprozess scheint eine Wechselseitigkeit zu bestehen.

Die Sprache des Analytikers, der Analytikerin kann sich vom transformativen Geschehen der Stunde zu kohärenten Sprachbildern und Sprachgestalten anregen lassen und sollte ihrerseits so beschaffen sein, dass sie das transformative Geschehen fördert. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat die Wahl der Sprachbilder und Sprachformen großen Einfluss darauf, ob die Deutung transformativ wirkt, also eine mutative Deutung (Strachey 1935) wird.

Interessenkonflikt R. Plassmann gibt an, dass kein Interessenkonflikt besteht.

Literatur

- Austin JL (1972) Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words). Reclam, Stuttgart
- Buchholz MB (2006) Die Geburt der Sprache aus dem Geist der Musik. In: Buchholz MB, Gödde G (Hrsg) Das Unbewußte in der Praxis, Bd. 3. Psychosozial-Verlag, Gießen, S 687–717
- Buchholz MB (2008) Worte hören, Bilder sehen – Seelische Bewegung und ihre Metaphern. PSYCHE – Z Psychoanal 62:552–580
- Croft W, Cruse DA (2004) Cognitive Linguistics. Cambridge University Press, Cambridge, New York
- Deutscher G (2012) Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht. Deutscher Taschenbuch Verlag, München
- Ervin SM (1962) The connotations of gender. Word 18(3):249–261
- Ferro A (2009) Psychoanalyse als Erzählkunst und Therapieform. Psychosozial-Verlag, Gießen
- Freud S (1900) Die Traumdeutung. GW II/III, S 513–626
- Freud S (1914) Zur Einführung des Narzissmus. GW X, S 137–170
- Freud S (1920g) Jenseits des Lustprinzips. GW XIII, S 1–69
- Freud S (1926c) Die Frage der Laienanalyse. GW XIV, S 207–286
- Gibbs RW (2006) Embodiment and cognitive science. Cambridge University Press, Cambridge, New York
- Gilbert AL, Regier T, Kay P, Ivry RB (2006) Whorf hypothesis is supported in the right visual field but not the left. Proc Natl Acad Sci 103(2):489–494
- Gilbert AL, Regier T, Kay P, Ivry RB (2008) Support for lateralization of the Whorf effect beyond the realm of color discriminations. Brain Lang 105:91–98
- Gladstone WE (1858) Studies on Homer and the Homeric Age Bd. 1-3. Oxford University Press, Oxford
- Gutwinski-Jeggle J (1981) Zum Verhältnis von Arzt, Patient und Krankheit. Eine sprachwissenschaftliche Studie an Texten aus einer Balint-Gruppe. Psyche - Z Psychoanal 37:715–750
- Johnson M (1987) The body in the mind: the bodily basis of meaning, imagination und reason. University of Chicago Press, Chicago
- Kay P, Regier T (2006) Language, thought and color: Recent developments. Trends Cogn Sci 10:51–54
- Kubie LS (1960) Psychoanalysis and scientific method. J Nerv Ment Dis 131:495–512
- Kubie LS (1966) A reconsideration of thinking, the dream process and „the dream“. Psychoanal Q 35:191–198
- Lacan J (1973) Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht (1958). In: Schriften I. Abk. E I, Olten
- Lakoff G (1975) Hedges. A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts. In: Hockey D, al (Hrsg) Contemporary research in philosophical logic and linguistic semantics. D. Reidel, Dordrecht
- Lakoff G, Johnson M (2014) Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Carl-Auer-Systeme, Heidelberg
- Levine HB (2014) Die nichtfarbige Leinwand: Repräsentation, therapeutisches Handeln und die Bildung der Psyche. PSYCHE – Z Psychoanal 68:787–819
- Loch W (1979) Aus der Praxis eines Balint-Seminars. In: Luban-Plozza B, Loch W (Hrsg) Psychotherapie in der ärztlichen Praxis. G. Fischer, Stuttgart
- Loch W (1981) Kommunikation – Sprache – Übersetzung. Psyche – Z Psychoanal 35:911–998
- Plassmann R (2016a) Transformationsprozesse in der Traumatherapie. Forum Psychoanal 32(1):84–97
- Plassmann R (2016b) Die Technik der Prozeßdeutung. Forum Psychoanal 32(4):443–460
- Schafer R (1982) Eine neue Sprache für die Psychoanalyse. Klett-Cotta, Stuttgart
- Strachey J (1935) Die Grundlagen der therapeutischen Wirkung der Psychoanalyse. Int Z PsA 21:a486–a516
- Teichmann G (1983) Psychoanalyse und Sprache. Von Saussure zu Lacan. Königshausen + Neumann, Würzburg
- The Boston Change Process Study Group (CPSG), N. Bruschweiler-Stern, A.M. Harrison, K. Lyons-Ruth, A.C. Morgan, J.P. Nahum, L.W. Sander, D.N. Stern u. E.Z. Tronick (2004) Das Implizite erklären:

Die lokale Ebene und der Mikroprozeß der Veränderung in der analytischen Situation. Psyche - Z Psychoanal 58:935–953

Wurmser L (1983) Plädoyer für die Verwendung von Metaphern in der psychoanalytischen Theoriebildung. Psyche – Z Psychoanal 37:673–700

Prof. Dr. med. Reinhard Plassmann Prof. Dr. med., Facharzt für Neurologie und Psychiatrie, Facharzt für psychotherapeutische Medizin, Lehr- und Kontrollanalytiker der DPV, EMDR-Therapeut, Professor der Universität Kassel und Gastprofessor der Internationalen Psychoanalytischen Universität Berlin. Bis 2014 Direktor des psychotherapeutischen Zentrums Bad Mergentheim, seither in eigener Praxis in Tübingen tätig. Nächste Buchpublikation: Psychotherapie der Emotionen. Die Bedeutung von Emotionen für die Entstehung und Behandlung von Krankheiten Psychosozial Verlag, Gießen, 2019.